

NOT BEING LOST IN SPACE AND TIME

»Lost in Space and Time« – der Albumtitel dieser Spielzeit kann auf unterschiedliche Weisen gelesen werden. In mir hat er folgende Fragen getriggert: Ist es ein Privileg sagen zu können, dass wir in der Zeit und im Raum verloren sind? Und wer verfügt über das Privileg, das behaupten zu können?

Vielleicht kann man so einsetzen: Es gibt Positionen, die es sich nicht leisten können im Raum verloren zu sein, wenn Raum auch ein gesellschaftlicher Kontext oder ein Diskurs ist, der Hierarchien herstellt. Es gibt Positionen, die es sich nicht leisten können, in der Zeit verloren zu sein, wenn Zeit auch bedeutet, dass es geschichtliche Gewordenheiten gibt, die Hierarchien in unserer Gesellschaft hergestellt haben. Das ist jetzt erst mal sehr abstrakt, I know. Ich versuche es mal, mit Reflexionen zu erklären, die für mich auch während der Arbeit am »Tragödienbastard« stetig präsent waren.

Ich würde hoffen und sagen, dass es mehrere Möglichkeiten gibt zu beschreiben, was der »Tragödienbastard« verhandelt oder was er poetologisch tut. Es gibt jedoch einen Aspekt im Text, der die Frage nach dem Privileg des Verloren-Seins im Raum und in der Zeit besonders berührt und dieser Aspekt betrifft postmigrantisches¹ Diskurse.

Um dies zu vertiefen, beginne ich mal bei mir selbst. Ich bin in Polen geboren, dort in den ersten Jahren meines Lebens aufgewachsen und Ende der 80er-Jahre mit meiner Mutter nach Deutschland zu meinem Vater migriert, der schon einige Jahre vor uns rübergekommen ist, wie es so schön heißt, um zu versuchen, ein »besseres« Leben aufzubauen. Meine Eltern sind ohne Geld, ohne Sprache und ohne bildungsspezifisches Kapital nach Deutschland gekommen. Sie haben jene Jobs gemacht, die gerne mal Arbeitsmigrant*innen zugeschoben werden: putzen, pflücken, pflegen, an Maschinen stehen.

Unsere Familienbiografie ist von Diskriminierungen geprägt. Eine Sache jedoch, die ich mit meiner postmigrantischen Lebenskonstellation genauso mitbringe, wie meine gemachten Diskriminierungserfahrungen, ist, dass ich weiß² bin. Eine weiß-Migrantin, so würde ich sagen. Dies hat nicht nur damit zu tun, wie ich als Körper lesbar bin, sondern auch damit, dass ich als eine christlich sozialisierte Person, die als Teil der weißen Mehrheit in Polen und Deutschland aufgewachsen ist, die Verantwortung für die Geschichte dieser Länder in mir trage. Eine Geschichte von zwei Ländern, die eine rassistische, antisemitische und islamophobe Tradition haben.

Das hat zur Konsequenz, dass ich im Kontext einer postmigrantischen Community im deutschsprachigen Raum über weiße Privilegien verfüge, über die beispielsweise Schwarze³ Postmigrant*innen und Postmigrant*innen of Color nicht verfügen. Oder anders: Ich habe Diskriminierungen erfahren, aber keinen Rassismus.

Oft denke ich darüber nach, dass eine weiß-migrantische Geschichte wie die meine stärker über die Geschichte von Arbeiterklasse erzählt werden müsste. Jedoch frage ich mich dann weiter, ob die Geschichte einer Arbeiterklasse im deutschsprachigen Raum nach 1945 überhaupt ohne die Geschichte von Arbeitsmigration erzählt werden kann. Dies ist alles sehr komplex und ich scheine abzuschweifen von der Frage, was das alles mit dem Privileg zu tun hat behaupten zu können, man sei verloren im Raum und in der Zeit.

Ein Beispiel: Würde man eine weiß-migrantische Position wie die meine, die im »Tragödienbastard« auch verhandelt wird, innerhalb eines Kontextes als die einzige postmigrantische Position stehen lassen, so wäre dies problematisch, da postmigrantische Lebensrealitäten immer vielschichtig und heterogen sind. Eine Konsequenz ihrer Vielschichtigkeit und Heterogenität ist beispielsweise auch, dass einige

postmigrantische Lebensrealitäten mit mehr Privilegien ausgestattet sind als andere. Sie stehen nie nur für sich allein, sondern immer in einem größeren geschichtlichen und diskursiven Gefüge und können damit nie einfach nur verloren im Raum und in der Zeit sein. Was bedeutet es also die Verantwortung dafür zu tragen, die geschichtlichen Gewordenheiten und Diskurse über Privilegien zu verhandeln, wenn es um den Komplex von Postmigration geht?

Es gibt Institutionen, die diese Frage angegangen sind. Ich denke da besonders an die Intendanten Shermin Langhoffs am Ballhaus Naunynstraße und am Maxim Gorki Theater, oder an das diverCITYLAB in Wien. Dies sind Beispiele. Die Arbeit an Institutionen wie diesen hat dazu geführt, dass Fragen um Privilegien, vor allem auch im Kontext einer postmigrantischen Debatte, verstärkt in die deutschsprachige Theaterlandschaft eingewandert sind.

Auch das Schauspielhaus stellt in dieser Spielzeit nicht nur eine einzige postmigrantische Position vor. Doch ich würde sagen, dass diese Diskussionen immer noch am Anfang stehen. Die weißen Privilegien beispielsweise, über die ich im Kontext einer postmigrantischen Community verfüge, ziehen Konsequenzen nach sich – natürlich auch für mich als Autorin. Für mich bedeuten sie, dass ich diese Privilegien reflektiere und markiere. Sie bedeuten aber auch, dass ich darauf aufmerksam mache, dass nicht-weiße Positionen innerhalb der Strukturen eines Hauses nachhaltig auf die Agenda gesetzt werden müssen, beispielsweise bei der Gestaltung von Spielplänen oder bei Besetzung von Positionen am Haus.



Ewelina Benbenek ist Autorin, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin und war von 2014 bis 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Neuere deutsche Literatur/Theaterforschung an der Universität Hamburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind postmigrantische und postkoloniale Diskurse in Theater, Performancekunst und Gegenwartsdramatik. Sie lebt und arbeitet in Berlin.

¹ Der Begriff »postmigrantisch«, der vor allem über die Intendanten Shermin Langhoffs und der kritischen Migrationsforschung geprägt wurde, umfasst mindestens zwei Ebenen. Zum einen bezeichnet der Begriff eine Personengruppe: Jene, die während ihrer Kind- und Jugendzeit mit ihren Eltern in den deutschsprachigen Raum migriert sind oder schon in Deutschland oder Österreich geboren wurden, jedoch über ihre Eltern die Erfahrung der Migration in sich tragen. »Postmigrantisch« bezeichnet jedoch auch eine diskursive Haltung, die kritisch über die Geschichte und die Diskurse um Migration im deutschsprachigen Raum reflektiert. Siehe dazu vertiefend: Azadeh Sharifi: »Theater für Alle? Partizipation von Postmigranten am Beispiel der Bühnen der Stadt Köln«, Peter Lang: 2011, hier vor allem: Seite 42 ff.

² Siehe zu der bewusst gesetzten Schreibweise von weiß: »weiß wird in diesem Text kursiv und klein geschrieben, um die Konstruktion des Begriffs nicht als Hautfarbe, sondern als Privileg zu markieren.«, Zitat aus: Elisa Liepsch, Julian Wagner (Hg.): Allianzen. Kritische Praxis an weißen Institutionen, transcript 2018, S. 10.

³ Siehe zu der bewusst gesetzten Schreibweise von Schwarz: »Dadurch soll sichtbar gemacht werden, dass es sich nicht um das Adjektiv ‚schwarz‘ handelt und sich somit auch nicht auf die Farbe bezieht, sondern um eine politische Selbstbezeichnung. Der Begriff ist der Versuch auszudrücken, welche sozialen Gemeinsamkeiten aus dem Konstrukt Rassismus entstanden sind.«, Zitat aus: Tupoka Ogette: exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen, Unrast 2020, S. 77.